

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 1

Artikel: Das Hohelied der Einsamkeit
Autor: Schoenhoff, Gert.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Hohelied der Einsamkeit.

Von Gert. Schoenhoff.

Unsere Zeit der Schnelligkeitsrekorde, die die Menschen räumlich einander immer näherbringt, macht es dem einzelnen immer weniger möglich, zu sich selbst finden. Jeder Mensch steht heute mehr denn je in der Öffentlichkeit. Er kann nicht mehr wie früher ein stilles, beschauliches Eigenleben führen; er muß in der Gemeinschaft mit andern arbeiten, denken, fühlen und genießen.

Nie waren die Menschen so nervös, so zerstreut, so oberflächlich und so abgehegt wie heute. Nie aber waren sie sonderbarerweise auch so zerstreungsbedürftig wie in der Gegenwart. Es ist förmlich, als wollten sie den Teufel mit Beelzebub austreiben. Sie jagen blind „Erlebnissen“ nach und wissen nicht, daß nur eines nottut, um das Leben wahrhaft zu erleben: Einsamkeit.

Ein weiser Mann hat einmal gesagt, daß der Wert eines Menschen sich nach dem Grad seines Einsamkeitsbedürfnisses bestimmen lasse. Er hat recht, wie wir bei näherer Betrachtung des Begriffes Einsamkeit gleich sehen werden.

Einsamkeit ist nämlich nicht nur ein Zustand, in den man freiwillig oder unfreiwillig versetzt wird, sondern mehr noch ein Gefühl, eine Veranlagung, die man als Geschenk von der Natur mitbekommt. Es gibt von Natur aus einsame Menschen, so wie es von Natur aus gesellige Menschen gibt. Einsam veranlagte Menschen sind immer und überall einsam, am meisten in Gesellschaft, am wenigsten — so paradox diese Behauptung auch klingen mag — wenn sie mit sich allein, das heißt also, wenn sie wirklich einsam sind.

Es gibt verschiedene Arten von Einsamkeit: Einsamkeit als Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung — sie ist die des schöpferisch tätigen Menschen. Einsamkeit als seelisches Reifeprodukt tiefgründiger Welterforschung — sie ist die des grübelnden Philosophen. Einsamkeit als Weltflucht — sie ist meist das Ergebnis von Enttäuschungen an Leben und Menschen. Einsamkeit als Verlassenheit — sie ist die des haltlos und verloren dastehenden Weltfremdlings.

Während nun die beiden letzten Arten nur negative Bedeutung haben, sind die beiden ersteren in höchstem Sinne positiv zu werten, denn sie sind jenen Menschen eigen, die nach einem ungeschriebenen Gesetz von jeher als höchstehend eingeschätzt wurden.

Und in der Tat, sowohl der schöpferisch tätige Mensch als auch der forschende Weltweise sind in sich selbst so reich, daß sie der menschlichen Gesellschaft leicht entraten können. Sie bedürfen keiner „Unterhaltung“ von außen, denn sie vermögen das Feuer ihres Geistes selber zu „unterhalten“. Sie sind der Geselligkeit meist so abgeneigt, daß sie unwillkürlich verstummen, wenn die Unterhaltung der Gesellschaftsmenschen sie umbrandet.

Hierdurch erklärt sich auch die so häufig beobachtete Erscheinung, daß Menschen, die aus ihren Schriften, aus ihren Werken als geistreich bekannt sind, im gesellschaftlichen Verkehr gewöhnlich langweilig und uninteressant wirken, während jene, die das Feuerwerk eines lebhaften Temperamentes versprühen, als „interessant“ gelten. —

In dieser Tatsache liegt überhaupt der Unterschied zwischen geselligem und einsamem Menschen begründet. Der einsame Mensch ist meist schöpferischer, der gesellige meist nachschaffender Natur. Und das ist ganz natürlich, denn Schöpfertum braucht Einsamkeit, Nachahmertum Geselligkeit. Der schöpferisch tätige Mensch benötigt Unge störtheit, Abgeschlossenheit, Sammlung, um den Keim seines Wesens, aber auch den Keim seiner Werke zur Reife zu bringen. Der nachschaffende Mensch hingegen braucht das breite Forum der Öffentlichkeit, den lauten Beifall der Menge, um seine Virtuosität entfalten zu können. Der schaffende Mensch ist gleichsam ein Diamant, der in stillem Feuer gesammelt glüht, der nachschaffende ein kunstvoll geschliffener Brillant, der seine Strahlenbündel nach allen Seiten versprüht. —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß heute mehr denn je zuvor der Typus des geselligen Menschen überwiegt. Das ist jedoch durchaus nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß der Mensch nur ein Produkt seiner Zeit ist. Da wir nun offenkundig im „Zeitalter der Technik“ leben, das heißt in einer Epoche, in der das Geistige vor dem Materiellen zurücktritt, so ist es eigentlich selbstverständlich, daß auch der Mensch in seiner ganzen Anlage mehr auf Welt- und Lebensausnützung eingestellt ist. Berücksichtigt man ferner, daß der heutige Mensch trotz aller technischen Erleichterungen im allge-

meinen unter ungleich schwierigeren Bedingungen lebt als seine Vorfahren, dann wird man es weiter begreiflich finden, daß er auch in seinem Erholungsbedürfnis das Bestreben verfolgt, die ungeheure Anspannung seiner Kräfte so angenehm als möglich zu lösen. Darum die zwar allgemein beklagte, aber doch willig hingegenommene Verflachung des geistigen und künstlerischen Niveaus, die nur auf flüchtige Sinnenbefriedigung gerichtet ist. Daher die wahre Hochflut von „Zerstreuungen“, die den Menschen vom anstrengenden Denken befreit. Darum die Flucht vor der Einsamkeit in die Geselligkeit. —

Einsamkeit verlangt Stärke. Nur der Starke, in sich Gesammelte vermag die Einsamkeit zu ertragen. Unser raschlebiges, nervöses Geschlecht aber ist viel zu „zerstreut“, um stark sein zu können. Die Menschen der Gegenwart sind nicht fähig, sich zu „sammeln“; sie müssen sich „zerstreuen“; sie müssen sich „die Zeit ver-

treiben“ — die Zeit, die doch das kostbarste Gut des Lebens ist! —

Die Menschen von heute leben an ihrem Leben vorbei. Denn leben heißt nicht, die Zeit totschlagen oder vertreiben, sondern leben heißt: der Zeit Inhalt und Fülle geben. Die lebendigsten Stunden unseres Daseins sind die, in denen wir uns selbst gehören, und wir gehören uns selbst nur, wenn wir im Tempel der Einsamkeit uns unseres Seins tief innerlich bewußt werden.

Glücklich darum, wem die Natur die Liebe zur Einsamkeit mitgegeben hat. Er hat viel voraus vor jenen, die den Lebensgenuß nur in der Zerstreuung zu finden vermeinen. Er hat tausend Welten in sich; er durchkostet sie doppelt, die Stunden seligen Glückes, weil er sie im Tempel der Einsamkeit in der Erinnerung wieder und wieder ins Leben zu rufen vermag. Er ist in Wahrheit ein Lebenskünstler, denn er gestaltet selbst sein Dasein zu einem herrlichen Kunstwerk. —

Der einzige Freund.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

Eine bleischwere Dämmerung lag im reglosen Dunst der niederen Stube. Mutter Hölzel saß am Fenster. Der Frühlingsregen klatschte gegen die Butzenscheiben.

Man schrieb das Jahr 1799. Es war heuer eine schlimme Zeit in Mannheim. Das kalte Fieber ging wieder um. Krankheit und Not hatten die Hölzels arg mitgenommen. Der Papa war noch nicht richtig auf dem Posten, die Söhne verdienten nichts.

„Daß es so böß hat kommen können!“ grübelte die Frau am Fenster. „Wir haben den Lebtag doch immer auf einen Spargroschen gesehen!“ Ihr gutmütiges, von Sorgenfalten durchwühltes Antlitz blickte weh durch das armselige Zimmer. Sie dachte an vergangene, bessere Zeiten und an einen ihrer ehemaligen Mieter, der ihr — vielleicht — helfen könnte. Damals, anno 84, vor fünfzehn Jahren, war der freilich auch nur ein armer Theaterdichter gewesen. Von seinen Gläubigern arg bedrängt, hatten sie ihm mit zweihundert Gulden von ihren Ersparnissen geholfen, ohne Sicherheit, nur weil er ein guter und ehrlicher Mensch war. Das Geld konnte er ihnen bald wieder geben. Zweihundert Gulden! Toffes! Welch eine Summe!

Schwere, bedächtige Schritte klangen hinter der Tür, die gleich darauf geöffnet wurde. Ba-

ter Hölzel trat ein. Mürrisch warf er den Dreispitz auf den Tisch und zog der Nässe halber den braunen Rock aus. Dann holte er ein buntes Taschentuch hervor und wischte sich den Regen aus dem Gesicht. „’s borgt uns keiner mehr was, Hölzeln!“ brummte er. „Die Zeiten sind überall schlecht, sagen sie!“

Die Frau am Fenster seufzte.

Vater Hölzel setzte sich auf die Ofenbank und ließ den Graukopf hängen. „Der Krämer warf mir einen bösen Blick zu, von wegen der Schulden, und der Apotheker hat gemahnt. ’s geht zu Ende mit uns.“

Mutter Hölzel hob den müden Blick. „Die-weilen ich darüber simuliert habe,“ begann sie mit leiser Stimme, „so vermeinte ich, wir fragten einmal bei dem Schiller an.“

„Denket Sie, daß der Herr Theatraldichter . . .?“ zweifelte der Alte.

„Der ist iho ein hochgeehrter Herr Hofrat und Professor!“

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Die Ehre allein machet net satt. Wir haben’s erfahren, so er noch bei Dalberg Theatraldichter war; auch der Musikus Streicher, denk’ ich, hat es uns plausibel gemacht. Bei aller Ehr’ war er ein gehetztes Hascherl; vom Jffland gar net erst zu reden. Weißt noch, Hölzeln, wie der un-